

Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
 erscheint täglich, ausgenommen an Sonn- und Feiertagen, um 6 Uhr in einer
 eleganten Ausstattung. Preis 1 Mark. Abonnement für Berlin 12 Mark, für
 Provinz 14 Mark. Einzelhefte 1 Mark. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen,
 Postämter, Verlagsanstalten, sowie die Expeditionen entgegen. Die Expedition
 des „Berliner Tageblatts“ befindet sich in Berlin, Unter den Linden 100.
 Geschäftsverwalter: **W. v. Schöner** in Berlin.



Abonnements-Preis
 auf das „Berliner Tageblatt“ inkl. „Sonntags-Beilage“, sowie dem Wochenblatt
 „Deutsche Reichshalle“ und dem „Wochenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur
 und Kunstgeschichte“ beträgt 12 Mark für Berlin, 14 Mark für die Provinz.
 Bei direkter Zahlung unter Anrechnung 14 Mark für Berlin (für Berlin aus-
 wärtig 16 Mark) und 18 Mark für die Provinz (für die Provinz auswärts 20 Mark).
 Die Beilagen sind separat zu bestellen. Preis für die Beilagen 3 Mark für
 Berlin, 4 Mark für die Provinz. Die Beilagen sind separat zu bestellen.
 Druck und Verlag von **Rudolf Hoffe** in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 25. Berlin, Sonnabend, den 14. Januar 1893. XXII. Jahrgang.

Unausführbarkeit des Polizeikostengesetzes.

Das Polizeikostengesetz vom 20. April 1892, welches mit dem nächsten Monats, also mit dem 1. April 1893, in Kraft tritt, giebt schon jetzt zu so schwerwiegenden Bedenken Anlass, daß mehrere große Städte bereits darüber einen Meinungs-
 austausch veranlassen. Von Seiten der Regierung scheint man ebenfalls über die Tragweite des Vorlesatzes dieses Gesetzes nicht ganz sicher zu sein. Die Schuld liegt offenbar an der Ueberschätzung, mit welcher das Gesetz, trotz der warmen Stimmen in der Presse und von Seiten sachkundiger Personen in der Landesvertretung, zu Stande gebracht worden ist. Bereits vor zwei Jahren war bekanntlich ein Entwurf eingebracht worden, der aber so vielfach bemängelt ward, daß die Regierung ihn fallen ließ. An dem in veränderter Fassung vorgezeichneten zweiten Entwurf ist viel herumgedacht worden; daß aber auch er: düffel und unbefriedigend in Hauptpunkten sei, haben wir Eingangs angedeutet.

Mit diesem Gesetz, welches in Folge der selbigen Hervorhebung des Geldpunktes gegenüber dem großen Kommen-
 Prentens eine Art von Finanzgesetz geworden ist, während es vielmehr ein Gesetz über die Polizei-Organisation, als ein Verwaltungsgesetz werden sollte, wird sich nicht bloß die Presse nach vielfach zu beklagen haben, sondern das Volk selbst wird ganz ohne Zweifel auch bereits in diesem Jahr die Bewältigungs- und die Eingliederung in Wirklichkeit nehmen. Es ist aber gewiß ein schädliches Empfehlungsmittel für ein neues Gesetz, wenn, kaum daß es erlassen, die Beteiligten sich schon rufen, um über seine Auslegung vor den Landesgerichten zu streiten.
 Um dieselben und unbefriedigend verhält sich aufzuführen das Gesetz in Bezug auf die im Tenor desselben ausdrücklich hervor-
 gehobene Stadt Berlin. Hier ist es namentlich die Regelung des Nachwachswesens, welche zu den schwersten Bedenken Anlass giebt. Demnach erklären die Vertreter der Staatsregierung auf Grund der ihr vom Polizeipräsidium gewordenen sach-
 lichen und durchaus zutreffenden Information dem Abgeordneten-
 haufe, daß das Berliner Nachwachswesen durchaus unzulänglich sei und einer vollständigen Umgestaltung bedürftig, wobei gleichzeitig eine Verneuerung der Mannschaften wenigstens von 300 Mann eintreten müsse. Mit Rücksicht hauptsächlich auf diesen Punkt ist die enorme Mehrbelastung der Stadtgemeinde Berlin gegenüber den anderen großen Stadtgemeinden, nämlich mit dem geradezu ungeheuerlichen Satz von 2 Mark 50 Pf. pro Kopf der Bevölkerung Berlins seitens der Staatsregierung gerechtfertigt und insbesondere in den Kommissionsberichten erklärt worden, daß das verbesserte

Nachwachswesen in diesen 2 Mark 50 Pf. mit 30 bis 35 Pf. pro Einwohner stehe. Mühseligst man nur 30 Pf. mit 1,000,000, entsprechend der Seelenzahl, so ergibt sich eine bedeutende Summe.

Wie stimmt nun diese Verneuerung des Nachwachswesens mit der Zahl der Zivilverorgungsberechtigten, aus denen allein das Personal sich zusammensetzt? Jedermann weiß, daß seit Jahren ein zunehmender Unteroffiziermangel herrscht. Man hat nun die Berliner Schupmannschaft, mit der künftig das Nachwachswesen doch gleichgestellt werden muß, wenn von einer einheitlichen Verbesserung die Rede sein soll, bereits aus solchen Kapitulanten verneht, die nur erst drei Jahre Unteroffizier waren, und hat diesen Anwärtern die zur Zivilverorgung noch weiter notwendigen neun Jahre in der Schupmannschaft aufzuleisten verweigert.

Wie wird die Sache aber angesichts der Neu-
 organisation des Heeres und der ganz ge-
 waltigen Verneuerung der Gades werden? Hier wird mit einem Schlage ein solcher Mehrbedarf an Unteroffizieren notwendig, daß man annehmen muß, der Kriegsminister werde auch nicht einen einzigen Mannschaften zur Abgabe der vollen zwölf-
 jährigen Dienstzeit mitnehmen. Von diesen mit zwölf Jahren alsdann ausgedienten Mannschaften eignet sich annehmen, bei der besonderen Eigenartigkeit und Schwereität des Polizei-
 dienstes, nur ein geringer Bruchteil für die Schupmannschaft und das Nachwachswesen. Hierzu gehört wahrlich keine große Propaganda zu der Verneuerung, selbst in eine

Die Regierung hat sich damit, nach unserer
 staatsrechtlichen Uebersetzung, selbst in eine
 Zwangslage gebracht, aus der es keinen Ausweg
 auf Grund der bestehenden Gesetze giebt.
 Offenbar haben die Finanzämter des Staates nicht die
 beachtliche Verneuerung der Armee und die hieraus erwachsenden
 Konsequenzen gedacht.

Die Sache liegt einfach so, daß die Stadt
 Berlin vom 1. April 1893 mit dem Nachwach-
 wesen auf Grund des Gesetzes nichts mehr zu
 thun hat, und daß der Staat höchst wahrscheinlich
 nicht im Stande ist, das Nachwachswesen einzu-
 zureichen.

Ob dem so sei, müssen die nächsten Wochen zeigen. Ver-
 hält sich die Sache in der That so, wie wir lo-
 minieren, so bleibt unseres Erachtens nichts übrig,
 als so schnell wie möglich beim Landtage ein Nach-
 tragsgesetz, unter Verlegung der Dringlichkeits-
 gründe, zwecks Abänderung des neuen Polizei-
 kostengesetzes einzubringen.

Notstandsrezepte.

Ein Notstand bedarf nicht bloß ohne jede Veranlassung über
 ein Land herein. Darüber ist wohl alle Welt einig, und deshalb
 bemühen sich im Reichstage auch alle Redner, welche an das Vor-
 handensein eines allgemeinen oder partiellen Notstands glauben,
 die Ursachen für diese unerwartete Erscheinung zu ergründen. Daß
 dabei die gesammte Weltanschauung und Parteizugehörigkeit des
 einzelnen Abgeordneten eine Rolle spielt, versteht sich von selbst.
 Abgeordneter Richter ist empfahl am Donnerstag gegen das
 nach seiner Ansicht vorhandene allgemeine Notstandsrezept, die
 radikal-sozialistische Einrichtung der Gesellschaft, also ein ge-
 fährliches Experiment mit einer neuen, unbekanntem Notzins,
 die dem zu kurzenden leicht verhängnisvoll werden kann. In der
 gestrigen Sitzung kam ein Mann zu Worte, der auf dem diametral
 entgegengesetzten Standpunkte steht, Graf v. Arnim. Dieser präsi-
 dierte über die Sitzung, deren Inhalt sich nicht weiter erörtern
 lassen, deren Untauglichkeit und Schädlichkeit längst erkannt sind.
 Zwischen diesen beiden extremen und mit einander gar verfeindeten
 Anschauungen suchte der Abgeordnete Dr. Barth zu vermitteln,
 der, was sich früher gut bewährt hat, behauptete, die moderne
 Richtung der sozialen Reformen sei aber, soweit dies möglich ist,
 ebenfalls zuhilfe nehmen will.

In einer Rede, deren Studium wir unseren Lesern auf das
 Wärmste empfehlen können, legte dieser freisinnige Abge-
 ordneter eingehend dar, daß die Sache so schlimm, wie sie von
 den Sozialdemokraten gemacht wird, denn doch nicht ist, daß die
 von dieser Partei empfohlenen Wege zur Abhilfe unangbar sind,
 und daß die Verhältnisse sich nach um vieles gebessert haben,
 die von Herrn v. Arnim her überkommene Wirtschaftspolitik, welche
 die Verneuerung des Reiches und das ganze wirtschaftliche Leben bis zu
 einem gewissen Grade formpflicht hat, erst durch eine verhängnisvolle
 Wirtschaft im Staate erstickt sein wird. Wie im Eingehen zu
 dessen ist, daß jeder der Redner an der Hand des Vortragenden
 ausfinden darf, die Verneuerung von Wahrung und Verbesserung
 von Arbeiterorganisationen werden verhindern, daß so für die

Sonntagskind.

(86. Fortsetzung.) Von Friedrich Spielhagen. (Nachdruck verboten.)

Es war selbstverständlich, daß Professor Richter, der jetzt heuchelt,
 entgegengelegte Meinung war. Das sei ja schon das Unglück,
 daß man von einem Künstler immer wieder kassale Forderungen,
 und verlange, er solle in perpetuum auf seine eigenen Werke schwören.
 Es sei fraglos ein Anebens, wenn auch nicht des Anebens des Vorwars,
 dem er Strauß und Antwerpen, so doch des genialen Mannes,
 dem es gefallen habe, einmal in einer anderen Manier zu malen.
 Der Haß und das Vornehmheit zu Hindernisse seien auch
 sehr verwerflich, und doch habe von Götze.

„Und ich mache mich aufständig,“ rief sein Gegner, „Sollen auch
 im Vornehmheit, obgleich es, Alles in Allem, mit Ihrer gültigen
 Erlaubnis, allerdings ein Schwärzen ist, die Klauen des Löwen
 nachzuweisen. Wo ist die hier? Hier ist nichts vom Löwen. Hier
 hat nur ein Mädel nichtigste Schale den Löwen tragen wollen.“
 Gütlichherweise kamen nun auch die Anderen, und man konnte
 die streitenden alten Freunde trennen. Götze hätte in ihrem dunkel-
 schwebenden, mit schwarzen Spitzen garnierten Kleide und dem
 Brillantkoller um den weißen Hals sehr schön ausgesehen ohne die
 dunklen Wimpern unter den Augen, die bald theilnehmend drein-
 schauten, bald in fast freudigem Glanze aufleuchteten. Doch
 war sie sehr prächtig und schalt Sendor, der als der Letzte ge-
 kommen war, doch er sich jetzt so fester machte und sich immer
 mehr zum Hypochonder qualifizierte, was doch in Anbetracht
 seines hellen Gesichts kaum leidlich Humors schade sei, woran
 Sendor erwiderte, er habe schon als Junge auf der Schulbank die
 Annahme zu der Regel üblich gefühlt, und der innige Bund der
 Hypochondrie mit dem Humore sei höchstens ein Wechselphänomen in
 der Alterer unumföhrliche Regel. Götze hatte weniger große
 Beileute gemacht als Götze, worin dann die freudigen Blick, ihre
 Zeile, niemals wiederholen Umgangformen, die es jedem, der
 in ihre Hände kam, befraglich machten, reichlich entzündeten. Sie
 nahm sich selbst Götze an, welche in Gegenwart so vieler
 ihr die beste unbekannt geführte. Herrmann den Mann
 nicht zu öffnen wagte, und verweilte sie in ein Ge-
 spräch, in welchem sie binnen zehn Minuten Alles zu
 Boden bekam, was die kleine Frau auf dem Berge

hatte. Gerhard, der den neuen Anebens bereits gesehen, entzündete
 Professor Götze durch Aufzählung der anstößigen Ungehörlich-
 keiten, in denen das Bild literarischer Verehrer, welche mit
 Mehrwürdiges an Siebenbürgen mitnehmen, wo er sich die letzten
 drei oder vier Wochen aufgehalten. Dann mußte Julius auf ein
 geklärtes Wort Jabels die junge Gräfin bitten, sich an den
 Anfall zu setzen, was viele mit ihm zu können erklärte, wenn
 Jabel mit ihr spielen wolle, moans denn die wort durchdröhrte
 Götze'sche Sonate unter dem wohlbedachten Vorfall der Zuhörer
 angeschaut wurde. Die letzte Takte waren für Friedrich das
 Signal gewesen, die Thür zum Speisezimmer in beiden Häusern
 zu öffnen.

Das Mahl bestand aus wenigen, sichtlich gedruckten Gängen;
 der Koch hatte keine Sorge auf gemacht; Friedrich und ein Leh-
 nungs, dessen Weichheit Jabel eines in folgender Weise doch für
 nötig gehalten, ließen sich immer bester zu schmecken kommen; so
 blieb, was die materielle Seite des kleinen Festes betraf, nichts zu
 wünschen. Aber in Julius Augen fehlte bei alledem das Beste:
 die rechte Herrlichkeit der Götze. Welche es sein, daß bei der Gänge
 des Mannes jeder unwillkürlich nur mit gedämpfter Stimme
 sprach, und die Gesellschaft für interner Privatunterhaltungen
 zu sein, für eine Diskussion, die Alle hätte interessieren
 können, zu groß war — die ersten wollten nicht recht hören,
 und die letzte nicht in Gang kommen. Die beiden
 älteren Herren glühten zwei indianischen Kriegern, die auf eine Weile
 das Reichthum begabten haben und nun nicht wissen, was sie mit
 der nötigen Zeit anfangen sollen; Sendor, der sich eine ganze
 Tafelrunde in Alken halten konnte, schien für den Abend das
 Personal seines Heiles und Wipes geschlossen zu haben; Götze's
 Bild wurde immer zerkleinerter, und die Götze sah fortwährend ern-
 sthaft drein, als ob er sich am Geirlich und nicht bei einem freund-
 schaftlichen Mahl befände. So hatte denn Götze, die zwischen im nach
 Sendor sah, einen schweren Stand und gab es schließlich auf, vor
 ihnen flummen Zuhörer Monologe zu halten. Was Christine, die
 Julius gefolgt hatte, war schließlich nichts als Ja und Nein
 herauszubringen, und Jabel, der er über die Länge des Festes
 einen verzweifelten Blick warf, grüßte als Antwort leicht die
 Köpfe, wie man zu hören: was kann ich dafür, wenn die Leute es
 nicht besser wollen? Der Götze, der außerdem hoch und zu tiefst
 nicht allein das Wort hatte, war Herr v. Arnim. Seine Rede nach
 Siebenbürgen hatte das hier endlose Gebiet seiner Erfahrungen

doch noch erweitert. Er erzählte von seinen Gelehrten in dem inter-
 schen, kaum kultivierten Lande; von den abenteurlichen Mitten
 durch unangenehme Götze auf den kleinen, unerwünschten Pfaden; dem
 Treiben der schmeißenden Zigeuner, dem Stand der schätzten
 Bewohner in ihren Höfen und Kerkern; von den Bergwerken,
 die jetzt nach beinahe zweitausend Jahren von Neuen in Angriff
 genommen waren. Er kam wieder, wie in der vor die Zeit mit Pro-
 fessor Richter über denselben Gegenstand geführten Unterhaltung
 darauf zu sprechen, wie es ihm schien, daß die Reiner ohne
 anderen ausreichenden Hilfsmittel zu viel vor sich gebracht, und
 Stellen von Hunderten von Metern Länge durch den lebendigen Berg
 getrieben hätten.

„Rechtlich,“ sagte er, „es ist auch wieder nicht ersichtlich, wenn
 man bedenkt, wie billig die Sklaverei sei, und daß es den Herren
 Reiner sehr glücklich war, wie viele Menschen zu Grunde gingen,
 wenn sie nur zum Ziele kamen.“
 „Ist es denn heute so wesentlich anders?“ fragte Professor Richter.
 „Oh, gebe zu, doch heute die Menschenarbeit kostbarer geworden ist
 und man sich deshalb angelegen sein läßt, die Befahren, die dem
 Bergmann drohen, so weit als möglich einzufrieden und das
 Leben und Gesundheit der Leute zu schonen. Aber mir dünkt, es
 scheint das den Herren nicht weiter möglich, als ihr persönlicher
 Vorteil verliert. Wo der aufsteigt, hört auch ihre humane Sorge
 auf. Womit ich nicht etwa den Deutschen einen besondern Vor-
 wurf gemacht haben will. Auch Allen, was man hört und liest,
 sieht es in den belagerten, englischen, französischen Ordnern nicht besser
 als in unseren wärschlichen und schieflichen. Zolas Germinat —“
 bezeugten Sie, Herr Professor, wenn ich Sie unterbreche,“ sagte
 Herr v. Arnim. „Aber ich glaube, Sie werden mir das Wort — das
 ich übrigens sehr gern leme — nicht mehr als Autorität an-
 führen, nachdem ich Ihnen folgende kleine Anekdote erzählt habe,
 die ich einem Freunde aus dem Reichsversicherungsamt verdanke.
 Der Fall lag ausserhalb der Bergmann hatte sich, was sonst nicht
 üblich, einer Spezialberechtigung bedient. Der Berechtigter regte sich
 des Lagen und Breiten über die Befahren, denen das elende Leben
 des Bergmanns angeheißt ist. Als seine Quelle nennt er, schließlich, da
 er allerdings aus eigener Kunde nicht schöpfen konnte, Zolas Germinat.
 Nach ihm erhielt der Schopenhauer, ein alter, verdorbener
 Oberer, des Bergmann. Der Bergmann hing seine Rede zu an:
 „Ich kann dem Herrn Berechtigten kaum ein einer kleineren
 tungen beifügen. Er sagt, er habe aus Zolas Germinat geschöpft.“

Sieger für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Reichshalle“ Nr. 3.